

Die Liebe und der Krieg ohne Ende



In einer vom Krieg geprägten Männerwelt geschehen die unseligsten Dinge – Szene mit Kim und Thuy im ersten Akt.

Bilder: © Johann Persson

Im Opernhaus wird für die Kinder der Weihnachtsglitzer zum skurrilen Horror. Aber Humperdincks Oper erzählt in der Lesart von Robert Carsen auch die schöne Geschichte von solidarischen Menschen.

Der Helikopter ist jetzt auch im Theater 11 durch den Saal gedonnert und auf der Bühne gelandet, um die letzten Amerikaner aus der Botschaft in Saigon zu evakuieren, mit ihnen den GI Chris, der Kim zurücklassen muss, in die er sich verliebt hat. Die Szene ist eine Wucht, ein bühnentechnischer Coup: Hämmernde Rotorblätter, Tumult, zwei Menschen, die sich verlieren – ein Ansturm auf die Sinne, der Kims Alptraum, den diese Szene zeigt, auch zu einem Alptraum für das Publikum macht.

Als die grösste Liebesgeschichte aller Zeiten ist die aus London kommenden Tournee des Musicals «Miss Saigon» angekündigt worden. Man könnte

dazu bemerken, dass da zum Beispiel auch noch an «Romeo und Julia» beziehungsweise die «Westside Story» zu denken wäre oder dass grosse Liebesgeschichten auch ganz klein daher kommen können.

Krieg und kein Ende

Ganz gross kommt Claude-Michel Schönbergs und Alain Boublils «Miss Saigon» von 1989 daher, und das gilt auch für die Revival-Produktion, die als «Original» seit 2014 um die Welt reist – mit 16 Sattelschleppern, teilen die Veranstalter mit. Der Helikopter allein wiegt 3 Tonnen. 38 Darsteller, ein 15-köpfiges Orchester, 100 Personen für den Aufbau der Show sind beschäftigt. Die Zahlen sind bis in die Details – die Hauptdarstellerin Kim wechselt sieben Mal die Frisur während der Show – beeindruckend, aber die Quintessenz der Aufführung, die nun erstmals auch in der Schweiz gastiert ist die, dass

der Grösse in Zahlen der Wert Botschaft des Stücks nicht nach steht. Ja, «Miss Saigon» erzählt eine grosse Liebesgeschichte, aber eine ebenso grosse vom Krieg, der nicht zu Ende ist, wenn der letzte Soldat evakuiert ist.

Zurück bleibt Kim mit einem Kind, dessen Vater der GI Chris

ist und auf den sie lange wartet. Ihre Geschichte ist bekannt und schon in Giacomo Puccinis «unsterblicher» Oper «Madama Butterfly» göltig erzählt. Das Musical greift sie im Ganzen wie in einzelnen Details auf, holt sie aber mit dem Schauplatz Saigon 1975 in eine nähere Erfahrungswelt und verlegt sie – was Puccinis smartem Marineoffizier Pinkerton erspart bleibt – in die Hölle des Kriegs.



Liebe ist mehr als «Dust of Life» – das Paar Kim und Chris.

Oper und Musical

Chris, das ist einer von denen, die in den Clubs von Saigon den Vietcong vergessen wollen. «Sie fluchen wie Männer und vögeln wie Jungs, sie töten wie Männer und sterben wie Jungs», singen die Vietnamesinnen und träumen dabei den amerikanischen Traum, der sie aus dem Sumpf von Saigon ins Paradies New York versetzt. Die Begegnung von Chris und Kim als geredazu absurde Erfahrung von Liebe im

verwüsteten Dasein: Damit geht «Miss Saigon» weit über «Madama Butterfly» hinaus, genauso wie das Musical mit der Problematik von Chris' neuem Leben in den USA weitere Aspekte in den Blick nimmt. Dass auch das unberührte Japan beziehungsweise Vietnam kein Paradies war, zeigt sich in beiden Stücken, bei Puccini im Auftritt des Bonzen, im Musical mit Thuy, dem ungeliebten Mann, an den sie verkuppelt werden sollte. Sie schießt auf ihn, weil er ihr Kind bedroht – eine schockierende Action-Szene, die wiederum ganz den Musical-Autoren gehört. Allerdings fragt sich in diesem Fall, warum überhaupt von zwei Genres des Musiktheaters sprechen?

Zarte Töne, starker Griff

Puccinis geniale Partitur mit dem dramaturgisch stimmigen Songgefüge des Musicals zu vergleichen, macht wenig Sinn, und dass es einige Anklänge gibt, ist nicht von Belang. Schön zu hören ist aber, wie engagiert das Ensemble auf der Bühne des Theaters 11 mit dieser Musik Emotion, dialogische Intensität und Dramatik zu einer packenden Erzählung gestaltet, und wie sich das Orchester mit der Wirkung von differenzierter Instrumentation und üppigem Sounddesign (Musikalische Leitung: Matthew J. Lougheed) daran beteiligt.

Sooha Kim und Ashle Gilmour haben für Kim und Chris die Stimmen für zarte Duettmomente, für «Sun and Moon» und «Last Night of the World», und sie haben die Skala zur Steigerung zu Schmerz und Verzweiflung. Chris braucht

sie in seiner verzweifelten Sinnuche in «Why God Why?», Kim gegenüber dem ungeliebten Verlobten Thuy (Gerald Santos), und im Kampf um ihr Kind überhaupt, das mehr sein soll als «Dust of Life».

Starke Auftritte haben auch weitere: Alice Santos als Gigi, das Club-Girl, das wie die anderen auch, den Traum vom GI träumt, der sie ins gelobte Amerika mitnimmt; Ryan O'Gorman als Chris' Freund John, der sein Kriegstrauma mit dem Einsatz für die Bui-Doi, die verstossenen Kinder amerikanischer Väter und vietnamesischer Mütter, zu überwinden sucht; Elana Martin als Chris' «richtige» Frau Ellen, deren Tragödie ebenso zu Herzen geht wie Kims Schicksal und mit einem Von Schönberg und Boublil für das Revival neu geschriebenen Song («May be») im zweiten Akt nun noch grösseres Gewicht hat.

Nicht zuletzt ist da The Engineer, die Kontrastfigur des Zuhalters und Zynikers, auch die genretypische Rampensau des Musicals, als die sich Leo Tavarro Valdez rockig virtuos verausgibt. Stark ist sein Spiel aber auch, wo er gerade mal unten durch muss – und das muss er in der Hand des unzimperlichen Vietcong auch, die Regie lässt nicht mit sich spassen.

Realismus und Revue

Laurence Connor inszeniert durchaus handgreiflich, ob es um Schläge oder Küsse geht, und die Inszenierung vermittelt in wechselnden, kaum durchschaubaren dunklen Bildern die realistische Atmosphäre von Krieg, Chaos und schnellem Glück. Für das Musical typisch kippt die Szene ins überhöhte Tableau mit Glitzer und wehenden Fahnen, wenn

das Ensemble choreografisch in Aktion tritt. Das wiederholt sich zu sehr im stereotypen Anmach-Repertoire der Club-Girls, hat seine aggressive Schärfe in der Parade von Ho Chi Minhs Truppen und satirischen Biss in der Szene vom «American Dream».

Das Ensemble, das sich da in einer präzisen und bildstarken Optik revuehaft blendend präsentiert, ist zuständig für die realistische Atmosphäre im Gewühl einer Stadt, die ausser Kontrolle gerät. Ein Höhepunkt scheinbar spontaner Aktion im genau kalkulierten Bewegungsgeschehen bietet die Company eben mit der berühmten Helikopter-Szene, die zur Ikone von «Miss Saigon» geworden ist, dies wohl gerade weil sie nicht in den Handlungsablauf integriert ist, sondern als Backflash ins Spiel kommt und so für den Horror steht, den der Krieg in den Seelen hinterlässt. *Herbert Büttiker*



Die ikonische Szene des Musicals «Miss Saigon» © Cameron Mackintosh

Aufführungen im Theater 11 Zürich bis 13. Januar.